

Carolin Schairer

# SO ETWAS WIE LEBEN

Leseprobe

**HELMER**

# Belinda

»Bitte. Bitte, Frau Doktor Gessner, sagen Sie mir, dass es nicht wahr ist! Sagen Sie, dass Sie einen Scherz gemacht haben!«

Die schmächtige Frau auf der anderen Seite des Schreibtischs sieht mich flehend an. In ihren Augen stehen Tränen.

»Ich habe doch immer alle Medikamente genommen, die Sie mir verordnet haben! Wieso muss mein Herz jetzt trotzdem transplantiert werden?«

Nicht zum ersten Mal muss ich einer Patientin eine schwere Diagnose mitteilen. Trotzdem geht mir die Verzweiflung dieser Frau nahe. Sie ist erst einundvierzig Jahre alt, genauso alt wie ich selbst, und sie hat einen Mann und zwei Kinder. Selbst, wenn ihr neues Herz gut vom Körper angenommen wird, hat sie fortan eine Überlebenschance von nur 70 Prozent innerhalb der nächsten fünf Jahre. Oder, anders ausgedrückt: Jeder dritte Transplantierte stirbt.

Ich schlucke trocken und rette mich in die Sachlichkeit, die ich mir im Laufe der Berufsjahre antrainiert habe.

»Frau Meisner, es führt leider kein Weg daran vorbei. Ihre Erkrankung hat sich trotz kontinuierlich angepasster Therapie verschlechtert. Sie merken doch selbst, dass Sie kaum mehr ein paar Meter gehen können und Unterstützung beim Ankleiden brauchen.«

»Ich hatte noch so viel vor ... Wenn die Kinder aus dem Haus sind, wollten mein Mann und ich auf Weltreise gehen. Ich wollte den Tauchschein machen und zu den Galapagos-Inseln reisen.«

Diese Wünsche werden sich nicht erfüllen.

»Ich lasse Sie auf die Warteliste für eine Herztransplantation am Universitätsklinikum München setzen.«

Ich stehe auf. Unser Gespräch ist zu Ende und der Wartebereich voll.

Doch nun beginnt die Frau zu schluchzen und zu zittern. Zum Glück kommt in diesem Moment Schwester Gabi herein. Tröstend redet sie auf die Patientin ein und schiebt sie in ihrem Rollstuhl nach draußen.

Erleichtert und zugleich ernüchtert nehme ich wieder auf meinem Schreibtischstuhl Platz. Die Namen der Wartenden, die auf dem Monitor gelistet sind, verschwimmen vor meinen Augen.

Ich hätte dieser Frau sagen können, dass ein Herz auch eine neue Chance bedeutet. Dass sie vielleicht wieder mit ihren Söhnen ins Freibad gehen oder im Garten Ball spielen kann. Denn im Bestfall kann es nach einer Transplantation auch so laufen.

Doch diese Art der Kommunikation kommt mir spontan nicht in den Sinn. Kein Wunder, dass mich meine Kollegen hier im Marienkrankenhaus in Landshut-Altdorf für unfreundlich und seltsam halten. Sie respektieren mich als Leiterin der kardiologischen Ambulanz, das schon. Aber sie gehen mir aus dem Weg oder tuscheln hinter meinem Rücken.

Manchmal tut diese versteckte Ablehnung weh. Andererseits bin ich daran gewöhnt. Ich bin nicht diejenige, mit der man sich auf einen Kaffee verabredet.

Meine Patientin dagegen hat alles, was ein erfülltes Leben ausmacht: einen sie liebenden Partner, Kinder, eine große Verwandtschaft, Freundschaften. Wenn sie bei mir ist, erwähnt sie immer wieder neue Namen von Menschen, die sich um sie kümmern.

Wäre ich an ihrer Stelle, bliebe mir in meinen letzten Stunden nur die Gewissheit, im Leben gescheitert zu sein.

Schwester Gabi streckt den Kopf zur Tür herein.

»Frau Doktor Gessner? – Da draußen ist eine Pharmareferentin, die mit Ihnen sprechen will.«

»Sie soll warten. Patienten gehen vor.«

Missbilligend verzerrt Schwester Gabi das Gesicht. Sie hatte

mitbekommen, dass ich den letzten Kollegen eineinhalb Stunden warten ließ, um ihm anschließend mitzuteilen, dass ich doch keine Zeit hätte. Unter Pharmareferenten spricht sich so etwas herum. Die meisten fragen nicht mehr nach Terminen bei mir.

Der nächste Patient kommt zur Befundbesprechung. Doch während des Gesprächs denke ich immer wieder an die Patientin zuvor.

Sie ist todkrank, aber nicht einsam.

Sie wird nicht allein sterben. Ich schon.

Ich muss etwas an meinem Leben ändern. Die Gewissheit, niemanden zu haben, mit dem ich mich austauschen kann, niemanden, der für mich da ist, wenn es mir schlecht geht, niemanden, der um mich trauert, wenn ich irgendwann nicht mehr auf dieser Erde weile, bringt mich fast um.

Schließlich verabschiede ich den Patienten. Mein Blick fällt auf die Visitenkarte, die mir Schwester Gabi auf den Schreibtisch gelegt hat.

*Juliana Sommer. Pantas Pharma. Key Account Manager.*

Früher hießen diese Leute einfach Pharmareferenten, im Volksmund: Klinkenputzer. Von medizinischer Wissenschaft haben sie in der Regel wenig Ahnung.

Weshalb ich einige der weiblichen Vertreter dieser Spezies doch gelegentlich empfange, liegt am adretten Erscheinungsbild. In der Regel schicken die Firmen attraktive, gepflegte Frauen los, um ihre Medikamente anzupreisen.

»Soll jetzt kurz reinkommen«, sage ich zu Schwester Gabi.

Und dann steht die Pharmareferentin auch schon in meinem Zimmer.

Auf den ersten Blick entspricht sie dem Klischee: an die ein Meter fünfundsechzig groß, schlank, sonnengebräunte Haut. Ihr mittelbraunes Haar ist zu einem kinnlangen Bob geschnitten. Sie trägt ein taubenblaues Kleid mit Dreiviertelarm und eine lederne Arbeitstasche über der Schulter.

Dann fallen mir ihre Beine auf, ihre *schönen* Beine, schlank

und muskulös. In der hauchdünnen Nylonstrumpfhose entdecke ich eine kleine Laufmasche. Ihre Füße stecken in dunkelblauen Pumps mit schmalem Absatz. Warum tun Frauen sich ein Schuhwerk wie dieses freiwillig an?

Sie sieht mich an, und auch ich schaue erstmals in ihr Gesicht. Sofort revidiere ich meine Meinung über das Klischee. Anders als ihre Berufskolleginnen hat sie ein frisches, natürliches Gesicht mit außergewöhnlichen Zügen: herzförmig geschnitten, mit einem eher spitz zulaufenden Kinn, einer flachen Stirn, einer Stupsnase und einem etwas zu großen Mund mit vollen Lippen. Ihre Augen stehen nahe beieinander und sind recht schmal, beinahe wie bei einer Asiatin. Doch dazu will deren helles, wässriges Blau nicht wirklich passen. Oberhalb zeichnen sich dünn gezupfte, gewiss mit einem Stift nachgezogene Augenbrauen ab.

Die junge Frau – schätzungsweise Anfang dreißig – ist keine Schönheit im klassischen Sinne, aber gewiss eine, deren Gesicht in Erinnerung bleibt.

»Guten Tag. Mein Name ist Juliana Sommer von Pantas Pharma; ich bin die Nachfolgerin von Gustav Grau«, sagt sie jetzt, begleitet von einem professionellen Lächeln, und streckt mir die Hand entgegen. »Ich betreue Sie in Zukunft mit Poxidance, unserem SGLT2-Hemmer.«

Ich ignoriere die ausgestreckte Hand. »Kenne ich nicht.«

Ihre Gesichtszüge entgleisen. Sie lässt die Hand sinken.

»Sie kennen Poxidance nicht?«

Dafür müsste ich in den vergangenen Jahren, in denen sich die Substanzklasse von der Diabetestherapie zum Non-Plus-Ultra für Herz und Niere entwickelt hat, auf den Mond gelebt haben.

»Ich kenne Gustav Grau nicht.«

»Ach so.« Sie wirkt erleichtert.

Sie ist nicht von hier. Schon ihr ›Guten Tag‹ ist als Gruß in Bayern nicht unbedingt geläufig. Ihrem Hochdeutsch nach kommt sie aus dem Norden Deutschlands.

Als ich nichts darauf erwidere, nimmt sie ein iPad und einige

Werbefolder aus der Arbeitstasche. »Ich möchte mit Ihnen über die Niere sprechen«, beginnt sie schwungvoll. »Als Kardiologin fragen Sie sich zurecht: Was geht mich die Niere an, aber –«

»Nein, das frage ich mich nicht. Ich weiß durchaus, wie Herz und Niere zusammenhängen.«

»Das freut mich«, sagt sie, doch in ihren Augen steht das Gegenenteil. Sie fragt sich gewiss gerade, was sie mit mir anfangen soll.

Trotzdem klappt sie das iPad auf und schiebt es zu mir herüber. Ich schaue auf ein Kurvendiagramm und eine groß geschriebene, rote Zahl: 24.

»Dass Poxidance auch die Nieren schützt, hat sich bereits in unserer Herz-Studie gezeigt. Jetzt haben wir dank unserer guten CKD-Studie endlich auch die Zulassung für Niereninsuffizienz, und wenn Sie sich die relative Risikoreduktion im Vergleich zum Placebo ansehen, dann –«

»Ich kenne die Daten besser als Sie, danke.« Dass ich unlängst einen Vortrag für den Mitbewerb gehalten habe, binde ich ihr nicht auf die Nase.

Ein kurzer Anflug von Unsicherheit flackert in ihren ungewöhnlichen Augen auf. Gleich darauf schenkt sie mir ein weiteres, professionelles Lächeln. Ihre Zähne blitzten auf, strahlend weiß und gewiss das Machwerk eines exzellenten Kieferchirurgen, und einen verwirrenden Augenblick lang spüre ich den Wunsch, ihre Lippen auf den meinen zu spüren.

Mir wird heiß, als sie sich leicht nach vorne lehnt, um das Tablet wieder an sich zu nehmen. Ich sehe noch den Ansatz ihrer kleinen, adretten Brüste, ehe sie sich auch schon wieder aufrichtet.

»Haben Sie bei Ihren Herzpatienten schon positive Erfahrungen mit Poxidance sammeln können?«

Die Frage klingt wie aus einem Verkaufstraining.

»Ich beantworte keine Fragen.«

Ihre Mundwinkel rutschen nach unten.

Sofort ärgere ich mich darüber, dass sie mich nicht mehr anlächelt, auch wenn es nur ein Verkaufslächeln war. Ich würde trotzdem gern etwas sagen, um es zurückzuholen. Leider fällt mir nichts ein.

»Was darf ich denn sonst für Sie tun?«, fragte sie, als das Schweigen zwischen uns seltsam wird.

Dazu fällt mir eine ganze Menge ein, und keine der Szenen ist nur annähernd jugendfrei. Ich kann nur hoffen, dass die Röte, die mir in den Kopf schießt, vom Licht der uncharmanten Neonröhren an der Decke kaschiert wird.

»Nichts.« Meine Stimme klingt blechern.

»O...okay.« Sie packt das iPad zurück in die Tasche und steht auf. »Vielen Dank für das Gespräch. Sie haben ja jetzt meine Karte und können mich gerne kontaktieren, wenn Sie –«

»Gehen Sie noch nicht!«

Abrupt bleibt sie stehen. Eine steile Falte bildet sich auf ihrer Stirn. Was ist da gerade in mich gefahren? Ich starre sie an. Sie starrt zurück.

»Setzen Sie sich doch wieder.« Ich habe meine Stimme wieder unter Kontrolle. »Ich habe doch noch eine Frage. *Sick Day Rules*. Muss ich den SGLT2-Inhibitor beim herzinsuffizienten Nicht-Diabetiker im Falle eines schweren Infekts mit hohem Fieber absetzen?« Als ob ich das nicht ganz genau wüsste ...

Sie wirkt regelrecht erleichtert, bleibt aber stehen. »Wenn der Patient keinen Typ-2-Diabetes hat, ist es ... nun, höchst unwahrscheinlich, dass er eine diabetische Ketoazidose bekommt. Laut Fachinformation ist die Therapie im Falle eines schweren Infekts aber sofort zu unterbrechen.«

Mir fallen keine Fragen mehr ein, auch wenn ich gerne weiter ihre schönen Beine anschauen würde.

»Danke für Ihren Besuch.«

»Gerne.«

Ihr Tonfall straft ihr professionelles Lächeln Lügen. Die letzten Minuten waren vermutlich furchtbar für sie. Sicher wird sie

gleich irgendeinen Kollegen oder eine Kollegin anrufen und sich darüber auslassen, wie unzugänglich und seltsam ich bin.

»Wenn Sie etwas brauchen, dann –«, setzt sie an, als sie schon bei der Tür ist.

Ich lasse sie nicht ausreden. »Kommen Sie in einer Woche wieder.«

## Julie

Weg! Ich will einfach nur weg – raus aus der Ambulanz, raus aus diesem Krankenhaus. Mein Kleid klebt an mir wie eine zweite Haut. Auf dem Sitz meines Dienstwagens brauche ich erst einmal ein paar Minuten, bis ich den Wagen starten kann.

So etwas habe ich in meinen fast sieben Jahren als Pharmareferentin noch nicht erlebt! Ärzte, die nicht reden, Ärzte, die zu viel reden, Ärzte, die die fünf Minuten mit mir nutzen, um sich selbst darzustellen – das alles kenne ich.

Aber das gerade eben mit Frau Doktor Gessner war irgendwie anders.

Derweil hatte ich ein wirklich gutes Gefühl, als ich sie da am Schreibtisch sitzen sah, das braune, glatte Haar ordentlich zurückgekämmt und mit einer hübschen Klammer zusammengehalten. Sie wirkte so gepflegt, adrett und aufgeräumt – etwas, was ich wirklich nicht über alle Ärztinnen sagen kann.

Am liebsten würde ich sie von meiner Liste streichen. Eine Ärztin, die jedes Gespräch abblockt, bringt doch auch dem Poxidance-Umsatz nichts. Als ich das Parkhaus verlassen habe, rufe ich über die Freisprechanlage Harald an, meinen neuen Sales Manager.

»Servus!«, dröhnt seine sonore Stimme über die Lautsprecher an mein Ohr. »Wie läuft's?«

»Ganz gut.« Etwas anderes will er sowieso nicht hören. »Ich war gerade im Marienkrankenhaus bei Frau Doktor Gessner.«

Schweigen. Irgendetwas stimmt da nicht.

»Ah ja«, erwidert er dann. »Und? Hattet ihr ein gutes Gespräch?«

Ich schnaube. »Es war kaum möglich, mit ihr ein vernünftiges

Gespräch zu führen. Sie war nicht unbedingt unhöflich, hat aber alles abgeblockt. Und die Art und Weise, wie sie mich angesehen hat, war ... merkwürdig – als hätte ich irgendein Furunkel an den Beinen oder Pickel im Gesicht.«

Sogar durch das Telefon bemerke ich, dass er sich still amüsiert.

»Ich will sie streichen. Ich will da nicht mehr hin. Sie war komisch.«

»Das ist sie immer. Zugeknöpft, humorbefreit, unzugänglich. Nimm es nicht persönlich. Schau, immerhin darfst du wieder kommen. Gustav hat sie über Jahre ignoriert.«

»Ich glaube nicht, dass es etwas bringt, sie zu besuchen. Sie wirkt nicht sehr offen für Poxidance.«

»Es ist dein Job, sie davon zu überzeugen. Wenn du die Gessner für dich gewonnen hast, wird sich das massiv auf deinen Umsatz im Landshuter Raum auswirken.«

Beinahe muss ich lachen. »Das ist ein winziges Krankenhaus.«

»Mit einer großen Herz-Ambulanz. Die Gessner mag seltsam sein, aber sie ist eine ausgezeichnete Herzinsuffizienz-Spezialistin und wird von den Kollegen fachlich sehr geschätzt. Wenn sich die Gessner für Poxidance ausspricht, hast du schon mehr als die Hälfte der niedergelassenen Internisten und Allgemeinmediziner im Boot. – Klar gesagt: Gestrichen wird da nichts! Natürlich wirst du wieder hinfahren.«

Wir verabschieden uns, und mir wird klar, dass auch dieser Tag ein GGN-Tag ist.

Seit der Trennung von Jan mache ich am Ende jedes Tages einen Vermerk in meinen Taschenkalender. HE steht für *Halbwegs erträgliche Tage*. GGN bedeutet *Geht gar nicht* und ist derzeit die meistgebrauchte Abkürzung. Dann gibt es noch ST, *Super Tag*, aber davon bin ich seit diesem ... unliebsamen Zwischenfall ... weit entfernt.

Überhaupt finde ich dieses ganze Kalendersystem sinnlos.

Margit, meine beste Freundin, hingegen hat mir dazu geraten. Ihr toller Spruch dazu lautete, dass ich so irgendwann merken würde, wenn es mit meiner Stimmung aufwärts geht.

Aktuell habe ich allerdings eher den Eindruck, ich könnte gleich einen Strich über die ganzen nächsten Wochen ziehen und mir das GGN oberhalb jeder einzelnen Datumsspalte sparen.

Ich trauere Jan nicht mehr hinterher. Dafür hat er mich zu sehr verletzt. Von seiner Affäre mit Pamela, die ebenso wie Jan auch Mitarbeiterin von Pantas Pharma ist, wusste bereits die ganze Firma, ehe sich eine der Sekretärinnen verplapperte und mein Argwohn aufflammte wie ein mit Spiritus gefüllter Fondue-Brenner. Alles ergab plötzlich Sinn: seine ständigen Abendmeetings, die Nächte, die er mit Freunden Fußball oder Tennis schauen wollte und die gelegentlichen Dienstreisen über das Wochenende, die er mir als Karrieresprungbrett verkaufte.

Es kam dann zu einem unschönen Eklat, woraufhin mich mein damaliger Chef vor die Wahl stellte: entweder, ich übernahm ein Außendienstgebiet in Bayern oder ich sollte Pantas Pharma verlassen.

Ich entschied mich für Bayern.

Bayern, das klang nach Bergen, Skihütten, Alpenseen und Folklore, nach Brezen und Weißwurst-Frühstück. All das ist mir aus den Skiurlauben mit meinen Eltern und meinen zwei Brüdern nach Garmisch-Partenkirchen oder ins Berchtesgadener Land in Erinnerung geblieben.

Die Ernüchterung kam beim genaueren Blick auf die Landkarte. In meinem künftigen Außendienstgebiet waren weder Berge noch Seen zu finden. Zeichnete ich es auf der Karte ein, entstand eine Art Dreieck mit den Städten Regensburg, Deggendorf und Landshut.

Aufgrund der Nähe zur Großstadt München und all ihren Möglichkeiten wollte ich mich im Südwesten meines Gebietes niederlassen. Der Flughafen liegt zudem nur eine halbe Stunde Autofahrt entfernt. Mehrmals am Tag gehen Direktflüge nach

Hannover. Die Vorstellung, schnell mal über das Wochenende zu meiner Familie fliegen zu können, tröstet mich.

Dass diese geografischen Vorzüge auch die Mietpreise empfindlich nach oben treiben, wurde mir erst bewusst, als ich die Immobilienanzeigen durchforstete. Eine gut aufgeteilte Zwei-Zimmerwohnung im Zentrum war hier Luxus.

Die Suche passte ich dementsprechend an: Aus zwei Zimmern wurden eineinhalb, aus sechzig Quadratmetern fünfundvierzig und aus der Garage ein Außenparkplatz. Nach drei Wohnungsbesichtigungen, bei denen gefühlt hundert Menschen in der Schlange standen, gab ich auf.

Seither suche ich in den Dörfern rund um Landshut – neben meinem regulären Arbeitsalltag. Harald hat darauf bestanden, dass ich übergangslos im neuen Gebiet starte. Seit Gustav Graus Rentenantritt läge es schon zu lange brach.

Jeden Morgen starte ich nun von einer Pension am Landshuter Stadtrand aus meine Erkundungsrunde im neuen Gebiet und versuche, im Anschluss ein paar Termine mit Maklern zu ergattern. Meine Frustration wächst mit jeder Besichtigung. Entweder, es handelt sich um Bruchbuden oder irgendwer schnappt mir die Wohnung vor der Nase weg.

Ich habe ein ordentliches Einkommen, keine Haustiere, keine Kinder und keine Vorstrafen. Wie kann es sein, dass ich keine Wohnung bekomme?

# Belinda

Himmel! Was soll denn das?

Einer der Nachbarn hat die Biotonne so idiotisch vor seinem Gartentor platziert, dass ich sie fast umniete, als ich in die kleine Straße abbiege, die zu meinem Zuhause führt.

Im Gegensatz dazu hat sich bei uns im Haus keiner die Mühe gemacht, die Tonne aus der Scheune zu schieben. Typisch. Diese Arbeiten bleiben generell an mir hängen, weil Paul mit seinen zweiundachtzig Jahren zu schwach dafür ist und die rücksichtslosen Spinner, die in der Wohnung über mir hausen, sich ihre Gehirne wahrscheinlich mittlerweile weggekifft haben. Die Aufkleber auf ihrem alten VW-Bus, die sich für Weltfrieden, Klimaschutz und Veganismus aussprechen, Rassismus und Diskriminierung verurteilen und zur Solidarität für die Frauen im Iran aufrufen, sind nichts als Zurschaustellung. Als würden diese Trottel jemals irgendetwas tun, was den Frauen im Iran hilft.

Und wie kann jemand Weltfrieden propagieren und gleichzeitig munter einen zermürbenden Kleinkrieg gegen eine Nachbarin führen, die nach der Arbeit einfach nur ihre Ruhe will?

Die Sommertage, an denen keine Reggae-Musik lautstark über den Hof schallt und Grillrauch zu mir auf die Terrasse zieht, können an einer Hand abgezählt werden. Seit Jahren schlafe ich mit Ohropax, weil diese arbeitsscheuen Gammler so nachtaktiv sind wie eine Schar Fledermäuse.

Ich habe mich unzählige Male bei Mathilde beschwert und damit gedroht, auszuziehen, frei nach dem Motto: sie oder ich. Doch meine Vermieterin – eine Dame in Pauls Alter – wusste ganz genau, was sie von meiner Drohung zu halten hatte. Niemals würde ich meine Einhundert-Quadratmeter-Wohnung mit

Sonnenterrasse und kleinem Garten, die sie mir deutlich unter dem marktüblichen Preis vermietet, aufgeben.

Als sie noch selbst hier wohnte, hatte sie für die jungen Leute in der Wohnung oberhalb immer Verständnis.

Wahrscheinlich wäre es angebracht, mich zu erkundigen, wo sie jetzt untergebracht war, um ihr einen Besuch abzustatten. Aber dazu habe ich sowieso keine Zeit – und auch keine große Lust.

## Julie

*3 Zimmer, Küche, Bad, 75 Quadratmeter, ruhige Lage in Stadt-nähe, Parkplatz vorhanden.*

Die Anzeige in dem Gratisblatt, das ich von der Pensionswir-tin gemeinsam mit dem Frühstück bekomme, ist klein und un-scheinbar. Ich bleibe nur daran hängen, weil der niedrige Preis ins Auge sticht. Das kann sich nur um einen Druckfehler handeln.

Erst, als ich den Makler bereits am Ohr habe, kommt mir der Gedanke, dass es einen Haken geben könnte.

»Ich rufe an wegen der Wohnung in –«

Er lässt mich nicht ausreden.

»Sind Sie tierlieb?«

»Äh ...Ja ...?«

»Gut. – Wann wollen Sie die Wohnung sehen? Jetzt?«

In einer Dreiviertelstunde habe ich einen Termin am Klinikum Achdorf, dann eineinhalb Stunden Pause und schließlich einen weiteren in einer Internisten-Praxis in der Stadtmitte. Ein Termin am späten Nachmittag oder Abend wäre mir lieber. Aber wahr-scheinlich wäre die Wohnung bis dahin schon weg.

»Passt viertel nach zehn?«

»Ich bin gerade dort. Jetzt gleich wäre mir daher lieber ... aber gut, wenn es nicht anders geht ...«

Da hat es eindeutig jemand eilig, die Wohnung zu vermieten. Seltsam.

Um kurz nach zehn passiere ich die Ortstafel von Alexskir-chen, einem winzigen Dorf im Nordwesten Landshuts, zehn Kilo-meter vom Stadtrand entfernt. Google hat mir verraten, dass das Nest derzeit 1346 Einwohner zählt. Eine Kirche und ein Wirts haus bilden die einzige Infrastruktur.

Will ich wirklich *so* wohnen?

Eigentlich hatte ich doch vorgehabt, mit meinem Umzug endlich Dorf- gegen Stadtleben einzutauschen.

Die Hausnummern sind bunt durcheinandergewürfelt; es gibt kein System. Mein Navi versagt prompt und ich muss mich nun doch an die vage Wegbeschreibung halten, die mir der Herr am Telefon gegeben hat: nach der Kirche links, die erste rechts. Gegenüber der Pferdekoppel ist es.

Pferde sehe ich keine, aber die mit Elektrozaun umsäumte Wiese sieht aus wie eine Weide. Gegenüber liegt ein alter Bauernhof. Das Gebäude hat eine L-Form und ist zweistöckig. Der weiße Putz bröckelt und hier und da kommen alte Ziegel zum Vorschein. Vor der mir zugewandten Gebäudeseite hat jemand einen Gemüsegarten angelegt mit Tomatenstauden, Paprikapflanzen und an der Hauswand entlanggezogenen Bohnen. Neben dem großen Tor der Scheune umrankt wilder Wein eine Gartenlaube mit Holztisch und Bänken.

Langsam rolle ich in den Hof und steige aus. Ein Schwenkgrill steht im Winkel der beiden Gebäudeseiten. Daneben ein Bier- tisch, drei leere Flaschen mit dem Etikett einer lokalen Brauerei, zwei Gläser, in denen ein paar tote Insekten in undefinierbarer Flüssigkeit treiben, und ein überquellender Aschenbecher.

An der Hausmauer ist eine Außendusche befestigt, das Waschbetonpflaster glänzt feucht.

Ansonsten ist der Hof naturbelassen. Unter meinen Füßen knirschen Sand und Kies.

»Hej, hallo. Sind Sie die Frau Sommer?«

Die Haustür ist aufgegangen. Der Türrahmen wird von einem Mann Mitte dreißig ausgefüllt. Schütteres dunkles Haar, Hornbrille, glatt rasiert. Seine weit geschnittenen grauen Shorts hängen ihm fast in den Kniekehlen, was als lässiger Stil hätte interpretiert werden können, hätte sein kurzärmeliges Hawaiihemd nicht am Bauchnabel geendet. Zwischen Hosenbund und Hemdsaum quillt ein behaarter Bauch hervor.

Am liebsten würde ich gleich wieder ins Auto steigen und flüchten.

Doch der Mann lächelt mich jetzt so freudig an, dass ich ihm nicht einfach so stehen lassen kann.

»Ja, genau, ich bin wegen der Wohnung hier.«

»Rudi Köppel.« Wir schütteln uns die Hände. »Kommen Sie am besten gleich mit!«

Er quält sich eine schmale Holztreppe hinauf in den ersten Stock. Oben im Hausflur angekommen, geht sein Atem schwer. Mit einem Stofftaschentuch wischt er sich den Schweiß von der Stirn, dann öffnet er eine nicht allzu solide wirkende Holztür.

»Bitte sehr. Treten Sie ein.«

Ich wandere durch die Räume. Wie nicht anders erwartet, hängt die Decke eher niedrig. Die Fenster sind ebenfalls klein, lassen aber genug Licht in die Wohnung. Die gelblichen Wände benötigen dringend einen neuen Anstrich.

»Wir könnten noch ausweißeln«, sagt der Mann, als hätte er meine Gedanken erraten.

»Nicht nötig«, sage ich schnell. Weiße Wände waren noch nie mein Fall.

Ich öffne eines der Fenster und schaue hinaus in einen Garten voller Obstbäume.

»Gehört der zum Hof?«

»Ja, Sie können gerne auch das Obst ernten ... da müssen Sie sich halt mit den anderen Bewohnern absprechen, aber es ist genug da.«

Wow. Verpflegung im Mietpreis inbegriffen.

Ich gehe weiter.

Die Küche mit den ockergelben Küchenkästen und dem dunkelgrünen Linoleumboden wurde vermutlich irgendwann in den Siebzigerjahren eingebaut. Die Küchenplatte – im schockierenden Weinrot – hat mehrere Schnitte und Kratzer. Im Gegensatz dazu sieht die schwere Essecke im Landhausstil nahezu gut erhalten aus.

In dieser Ecke sind die Wände mit einer dunklen Holztäfelung versehen, die der gesamten Einrichtung eine besonders entsetzliche Note verleiht. Das Grauen dieses Raums kann nicht einmal der alte Herd aus Gusseisen wettmachen, dessen Ofenrohr sich zur Decke schlängelt.

»Backofen, Kühlschrank und Elektroherd sind vor drei Jahren ausgetauscht worden«, lässt mich der Vermieter nun eifrig wissen. »Alles funktioniert einwandfrei.«

Ich schaue mir noch das Badezimmer mit den rosa Fliesen und der großen Badewanne an, dann das Schlafzimmer – ein unmöblierter Raum mit einem Kreuz in der Ecke. Der blutende Jesus wird hier sicher keinen Dauerplatz haben.

»Wie wird geheizt?«

Die Frage kann ich mir eigentlich selbst beantworten. Ich habe den Boiler im Bad bemerkt. Außerdem gibt es in jedem Zimmer außer in der Küche einen gemauerten Kachelofen.

»Zentralheizung gibt es in diesem Teil des Gebäudes leider noch nicht«, erklärt der Mann im Hawaiihemd etwas verlegen. »Aber Sie können Holz in der Scheune einlagern. Meine Großtante ist gut damit zurechtgekommen. Sie hat fast ihr ganzes Leben lang hier gewohnt, ehe sie ins Altersheim umgezogen ist. Irgendwann kam sie die Treppe nicht mehr hoch. Seitdem kümmere ich mich um den Hof und die Wohnungen.«

Und das mit sichtbar wenig Elan.

Als ich nichts erwidere, fügt er hastig hinzu: »Es ist keine Luxusimmobilie. Das ist mir bewusst. Ich investiere derzeit nichts, weil ... nun, offiziell gehört der Hof ja noch meiner Großtante. Und deshalb ist ja auch die Miete so niedrig.«

Nochmals schlendere ich durch die Räume. Keine Frage, hier muss einiges getan werden. Doch vor meinem inneren Auge nimmt das mögliche Zuhause bereits Gestalt an. Ich erinnere mich an eine Ausgabe der Zeitschrift *Schöner wohnen*. Gelbe Wände mit roten Farbakzenten, dazu passende, bodenlange Vorhänge – so könnte das Wohnzimmer gestaltet werden. Für mein

blaues Sofa würde ich einen rot-weißen Überzug wählen und die Bücherregale vom Discounter weiß lackieren. Im Schlafzimmer würden dezente Grüntöne zu dem alten Holzdielenboden passen. Mein Doppelbett fände gut Platz, wogegen mein großer Kleiderschrank in den breiten Gang ausgelagert werden müsste.

Das kleinste der drei Zimmer könnte als Büro dienen.

»Sicher suchen Sie eher etwas Moderneres«, sagt der Mann und klingt fast enttäuscht. »In der Stadt. Sie sind so eine elegante Dame. Und Sie fahren einen Mercedes.«

Der nicht meiner ist, sondern Eigentum von Pantas Pharma.

»Die Wohnung ist perfekt.« Ich schenke ihm ein strahlendes Lächeln.

»Wirklich?« Ungläublich schaut er mich an.

»Ja. – Ich darf die Wände streichen und einiges umgestalten?«

»Sie können hier tun, was Sie wollen!«, ruft er begeistert.

»Solange Sie keine tragenden Wände einreißen!«

»Habe ich nicht vor.« Mir fällt etwas ein. »Welche Tiere gibt es hier am Hof denn? Sie fragten, ob ich tierlieb bin.«

»Ach ja ... das.« Seine Miene verfinstert sich augenblicklich.

»Eine Katze, aber mit der haben Sie nichts zu tun. Es ist eher das Problem mit dem Hund.«

»Ich habe nichts gegen Hunde.«

Solange sie nicht ihre Haare in meiner Wohnung hinterlassen oder ihre Knochen in meinen Blumentöpfen verscharren.

»Wunderbar.« Er hält mir sein Smartphone unter die Nase. Das Display zeigt das Foto eines etwa kniehohen Hundes mit wuscheligem blond-grauen Fell und Schlapohren.

»Das ist Benni, die letzte Schnapsidee meiner Großtante. Schätzungsweise zwei Jahre alt, vom Tierschutz aus Kroatien oder Spanien gerettet, keine Ahnung. Warum die einer Frau über achtzig überhaupt noch ein Tier geben, soll mal einer verstehen. Jedenfalls ... ich kann keinen Hund gebrauchen. Daher gibt es die Wohnung nur mit Hund.«

Ich blinze. Habe ich das gerade richtig verstanden?

»Wenn ich die Wohnung miete, muss ich mich auch um den Hund kümmern?«

»Ganz genau.«

»Ich muss ihn füttern, Gassi führen, zum Tierarzt bringen?«

»Richtig. Ist ja dann ihrer.«

Mein Unterkiefer klappt nach unten. Der Traum vom Auszug aus der Pension platzt.

»Danke, aber das ist nicht möglich. Mir geht es so wie Ihnen: Ich kann keinen Hund in meinem Leben gebrauchen.«

Mit Wehmut im Herzen steige ich in meinen Wagen und lasse das idyllische Fleckchen hinter mir.

# Belinda

»Sie kommen einen Tag zu spät.«

Juliana Sommer trägt auch diesmal ein Kleid.

Die Ärmel bedecken gerade einmal die Schultern und der Ausschnitt ist durchaus gewagt. Ob sie wohl Kleidung bewusst einsetzt, um ihren Umsatz zu steigern?

Als sie nichts erwidert, sondern unschlüssig in einem Meter Abstand von meinem Schreibtisch stehen bleibt, erinnere ich sie:  
»Wir hatten für gestern einen Termin vereinbart, nicht für heute.«

Sie wirkt überrascht.

»Ich wusste nicht, dass das ein konkreter Termin war.«

Unwillkürlich verdrehe ich die Augen. Was ist an ›Kommen Sie nächste Woche wieder?‹ so schwierig zu verstehen?

»Setzen Sie sich.« Ich weise auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch. Hauptsache, sie ist hier. Diesmal habe ich mich vorbereitet. »Möchten Sie Tee?«

Ich habe die Thermoskanne bereits in der Hand. Ehe ich den Drehverschluss öffne, erkenne ich an ihrem irritierten Gesichtsausdruck, dass meine Vorbereitung vergebens war. Jemand, der bei 25 Grad Raumtemperatur Tee anbietet, wirkt zwangsläufig merkwürdig.

Juliana Sommer kann nicht wissen, dass ich selbst Tee brauche wie die Luft zum Atmen. Ich trinke ihn literweise, immer warm, niemals kalt. Nichts ist schlimmer als Kälte, und ich friere schnell, selbst im Hochsommer. Die Kälte kriecht dann wie Gift durch meine Adern, zieht Erinnerungen an die Oberfläche und lähmt meine Gedanken und mein Tun. Daher bekämpfe ich sie mit allen Mitteln. Dass ich im Winter mindestens doppelt so viel

Heizöl verbrauche wie die Spinner in der Wohnung über mir, gehört dazu.

»Ja, gerne«, sagt Juliana Sommer nun artig.

Ich fülle die bereitgestellten Becher mit dem Logo des Krankenhauses und schiebe ihr einen davon über die Tischplatte.

»Zucker?«

»Danke ... ich trinke ihn pur.«

Ich nicke. »Ich auch.«

Dann sitzen wir uns gegenüber, die heißen Tassen in der Hand, und schweigen uns an. Automatisch wandern meine Augen zu ihrem Ausschnitt. Ihre Haut ist glatt und ohne Falten, der Teint etwas dunkler als beim ersten Besuch.

»Waren Sie an der Sonne?«

»Ja. Ich war am Sonntag baden, bei diesen Seen in Gretlmühle.«

Was normale Menschen eben an einem Wochenende machen.

»Kennen Sie die?«, fragt sie nun auch noch – vermutlich ihr Versuch, ein Gespräch in Gang zu setzen.

»Nur dem Namen nach.« Schon wieder habe ich eine Unterhaltung abgewürgt ... *Zeigen Sie Interesse an anderen*, predigte die Psychotherapeutin stets, die ich fast zehn Jahre meines Lebens aufsuchte, ehe ich das Gefühl bekam, dass nur noch sie von meinen Besuchen profitierte, und zwar in monetärer Hinsicht.

»Schöne Kette«, schiebe ich hinterher.

Sie fasst sich automatisch an den Hals. Ihre schlanken Finger gleiten über die gläsernen Kugeln, als würde sie sie selbst zum ersten Mal wahrnehmen. Sie hat schöne, gepflegte Hände mit zurechtgefeilten, klar lackierten Fingernägeln.

»Selbst gemacht.«

Ich höre den leisen Stolz aus ihrer Stimme heraus.

»Schmuck basteln ist eines meiner Hobbys. Früher habe ich ganze Nachmittage damit zugebracht und die Sachen auch verkauft. Mittlerweile komme ich nicht mehr dazu.«

Interessiert mich das? – Ich bin mir nicht sicher. Also schaue

ich weiterhin auf ihr Dekolleté und stelle mir vor, wie es sich anfühlen würde, meine Lippen darauf zu drücken. Vermutlich denkt sie, es ist die Kette, die ich betrachte, denn nun fügt sie hinzu: »Es sind Kristalle, aufgefädelt auf einen Metallring. Eine einfache Art, Schmuck selbst herzustellen.«

Wieder suche ich verzweifelt nach einem Thema. Zu Schmuck kann ich nicht viel sagen – eigentlich überhaupt nichts, denn ich trage keinen.

Juliana Sommer nippt vorsichtig am Tee. Überrascht sieht sie mich an.

»Der schmeckt nach Schokolade!«

»Das ist ein Imperial Black aus dem Süden von Nepal. 6 Gramm auf einen halben Liter Wasser. Im trockenen Zustand riecht er nicht nur nach Schokolade, sondern auch nach Waldfrüchten.«

»Und den gießen Sie sich täglich hier in der Teeküche auf?«

»Ich bringe ihn von zu Hause mit.«

»Es ist eindeutig der beste Tee, den ich je getrunken habe.« Sie wirkt ehrlich begeistert. »Danke sehr.«

»Ich habe noch andere gute Tees. Zu Hause«, entfährt es mir.

Die Pharmareferentin verschluckt sich prompt und hustet in ihre Armbeuge. Mir wird schlagartig klar, wie das geklungen haben muss, und mein ganzer Körper verkrampt sich.

Als ich ruckartig aufstehe, stoße ich gegen das Tischbein. Der Tisch wackelt. Juliana Sommer kann gerade noch nach ihrem Becher greifen, um Schlimmeres zu verhindern.

»Wir sind fertig für heute.«

Sie soll gehen. Sofort!

Ohne zu zögern stellt sie den halbvollen Becher ab und steht auf. Vermutlich ist sie froh, schnell verschwinden zu können.

»Trotzdem danke für den Tee«, sagt sie und streckt mir die Hand hin. »Und danke für Ihre Zeit.«

Ich stehe mit einem Meter Abstand vor ihr. Diesmal will ich ihr die Hand schütteln, doch meine Muskeln gehorchen mir

nicht. Bewegungslos starre ich sie an, als wäre sie eine Erscheinung. Ich hasse mich in Momenten wie diesen selbst.

»Wann kommen Sie wieder?«

Die Angst, dass sie für immer verschwindet, greift nach mir mit kalter Hand, während mich gleichzeitig eine süße Stimme in meinem Inneren daran erinnert, dass sie ja wieder kommen *muss*.

»Nächste Woche, wenn Sie möchten«, bietet sie höflich an.

Ich schüttle den Kopf. Ich will nicht wieder eine Woche verstreichen lassen, ehe ich sie zu Gesicht bekomme.

»Das ist zu spät. Kommen Sie übermorgen wieder.«

»Tut mir leid, aber da habe ich bereits Termine in Regensburg.«

»Wie schade«, erwidere ich süffisant und überspiele damit die Verzweiflung und den Ärger darüber, wie unwichtig ich ihr bin.

Ich entsperre den Computer, tue so, als würde ich eine Datei aufrufen, und sage dann: »Derzeit laufen zehn Prozent meiner Patienten auf Poxidance. Es könnten mehr werden. Allerdings hat auch das Mitbewerbsprodukt gute Daten.«

Ihr Lächeln wirkt sichtlich gezwungen, als sie erwidert: »Wir sehen uns übermorgen.«

Sie hat die Türklinke schon in der Hand, als sie sich nochmals zu mir umdreht.

»Bringen Sie Ihren Tee mit«, sagte sie zu meinem Erstaunen. »Und beten Sie dafür, dass es draußen nicht wieder über dreißig Grad hat.«

»Wieso?« Es ist mir schleierhaft, worauf sie hinauswill.

»Weil ich sonst kollabiere und Sie Erste Hilfe leisten müssen.«

Bei der Vorstellung, mich über sie zu beugen und sie gar wiederzubeleben, wird mir heiß. Bevor ich darüber nachdenken kann, sage ich: »Wenn Sie wieder so ein hübsches Kleid anhaben werden, dann leiste ich nur zu gerne Erste Hilfe.«

Am liebsten würde ich die Worte sofort wieder zurücknehmen, doch sie lächelt mich nur kokett an und tritt aus der Tür.